

Programmierte (Un-)Gleichheit?

Geschlechtsspezifische Chancen bei der Bewilligung von Forschungsanträgen

Programmed (In-)Equality?

Gender-Specific Funding of Research Grant Proposals

Jutta Allmendinger und Thomas Hinz*

Institut für Soziologie, LMU München, Konradstr. 6, D-80801 München

Zusammenfassung:

Im Mittelpunkt des Beitrags steht die Drittmittelförderung. Für das Fach Soziologie wird die Antragstellung von Forschungsprojekten und deren Evaluation durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) untersucht. Datengrundlage sind dabei prozessproduzierte Angaben zu 761 Forschungsanträgen an die DFG im Zeitraum 1993–1999. Das Antragsverhalten unterscheidet sich nicht nach Geschlecht, die Bewilligungschancen sind bei Anträgen von Frauen schlechter als bei Männern. Diese Ungleichheit geht nur zu einem kleinen Teil auf individuelle, strukturelle und kontextuelle Unterschiede zwischen Männern und Frauen zurück. Der Abstand in den Bewilligungschancen von Männern und Frauen wird zu einem größeren Teil durch die geschlechtsspezifische Konzentration auf Forschungsinhalte erklärt: Die Hälfte aller von Frauen gestellten Anträge kann der Frauen- und Geschlechterforschung zugeordnet werden. Die Einrichtung des DFG-Schwerpunktprogramms ‚Professionalisierung, Organisation, Geschlecht‘ ist für die untersuchte Thematik bedeutsam. In dem untersuchten Zeitraum führt der Schwerpunkt zu geringeren Bewilligungsquoten in der Frauen- und Geschlechterforschung. Dies ist eine programmierte, wenngleich unintendierte und sicherlich vermeidbare Nebenfolge. Gleichermaßen kommt es aber auch zu einer programmierten Gleichheit, insofern der Unterschied in den Bewilligungschancen zwischen Frauen und Männern durch den Schwerpunkt verringert wurde.

Die geringe Einbindung von Frauen in die Wissenschaft ist seit einiger Zeit ein Thema, welches weit über die **wissenschaftsinternen** Kreise der Frauenforschung und der Wissenschaftssoziologie hinaus Aufmerksamkeit gefunden hat und breit von zentralen öffentlichen Akteuren aufgegriffen wird. Der Wissenschaftsrat formuliert in fast allen seinen Empfehlungen die Aufforderung zur stärkeren Beteiligung von Wissenschaftlerinnen, das Bundesministerium für Bildung und Forschung diskutiert

viele der in jüngster Zeit angestoßenen Reformen explizit auch unter dem Gesichtspunkt der Frauenförderung und außeruniversitäre Einrichtungen wie die Max-Planck-Gesellschaft, die Fraunhofer Gesellschaft oder die Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz unternehmen Anstrengungen, die Frauenanteile unter dem wissenschaftlichen Personal auf allen Ebenen zu erhöhen. Zentrale Einrichtungen der Wissenschaftsförderung, so die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Volkswagen-Stiftung, erarbeiten Konzepte, mit welchen der Frauenanteil im Wissenschaftssystem angehoben werden soll. Wissenschaft, Politik und Praxis tun sich mittlerweile in dieser Sache zusammen und diskutieren gemeinsam die ‚Wissenschaft als auch weiblichen Beruf‘.

Diese Entwicklung hat die erfreuliche Auswirkung, die wissenschaftliche Bearbeitung des Themas zu erleichtern, oft sogar erst zu ermöglichen. Organisationen öffnen sich für Untersuchungen, stellen bessere (auch statistische) Informationen zur Verfügung und lassen hinter die Kulissen der Beschäftigung von Frauen blicken. Somit liegen mittlerweile Studien vor, die Barrieren und Blockaden auf dem Weg von Frauen in die höheren Ränge der Wissen-

* Diese Arbeit wurde erstmals bei dem Kolloquium des DFG-Schwerpunktprogramms „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht“ im Herbst 2001 in Berlin und anschließend beim Seminar „Rationality and Beyond“ an der Venice International University vorgestellt und rege diskutiert. Wir danken allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern für ihre Anregungen. Besonderer Dank gilt Helga Hoppe und Jürgen Güdler von der Deutschen Forschungsgemeinschaft für viele Informationen und aufwändige Arbeiten bei der Datenbereitstellung sowie Michael Schuster (DFG), Stefan Fuchs, Stephan Leibfried und Tine Wimbauer für wichtige Anmerkungen. Alle Ungenauigkeiten oder Fehler liegen in der alleinigen Verantwortung der Autoren. Korrespondenzanschrift: Institut für Soziologie der Universität München, Konradstr. 6, 80801 München (E-mail: ls.allmendinger@soziologie.uni-muenchen.de).

schaft beschreiben (Achatz/Hinz 2001, Allmendinger/Fuchs/von Stebut 2000, 2001, Engler 2001, Kraus 2000a, 2000b, Kraus/Krumpeter 1997, Matthies/Kuhlmann/Oppen/Simon 2001, Wimbauer 1999). Zusammengenommen zeigen diese Arbeiten auf der Grundlage unterschiedlicher theoretischer Anbindungen, Datenquellen und methodischer Zugänge, wie ähnlich sich Frauen und Männer in ihren wissenschaftlichen Qualifikationen, Aspirationen und der Motivation für die wissenschaftliche Arbeit sind, und wie unterschiedlich sich ihr Leben in den Wissenschaftsorganisationen selbst gestaltet. Dies liegt bei weitem nicht nur an der meist den Frauen abverlangten Energie und Zeit, Beruf und Familie zu vereinbaren – ein Sachverhalt, der durch Betreuungseinrichtungen verhältnismäßig einfach zu lösen wäre. Es sind vielmehr Mechanismen der (statistischen) Diskriminierung, die hohen Unsicherheiten von wissenschaftlichen Karrieren, das Fehlen von Rückmeldung und Karriereberatung, die mangelnde Tragfähigkeit von Netzwerken – alles zusammen ein riesiges Bündel von Hindernissen und oft täglich erlebten Vorbehalten. Allzu oft verwehren diese Hindernisse Frauen den weiteren Verbleib in der Wissenschaft oder zwingen sie in die Knie, führen zu einem enttäuschten, aber auch selbsterhaltenden Abschied von der Wissenschaft, einem ‚früher ja, jetzt aber nicht mehr‘. Diesen Prozess hat Beate Kraus (2000a) treffend als Selbsteliminierung der Frauen aus der Wissenschaft vor dem Hintergrund fehlender unterstützender Kulturen und Strukturen beschrieben.

Fast alle der erwähnten Forschungsarbeiten verfolgen die praxisorientierte und die Praxis informierende Frage, wie es zu dem Verlust an Frauen in der Wissenschaft kommt, und benennen Möglichkeiten, hier zu intervenieren. Dabei ist aus verständlichen Gründen und wohl auch ‚mangels Masse‘ ein anderer Bereich bislang nicht in den Blick genommen worden: Was leisten Frauen, die es geschafft haben, die als Professorinnen oder in anderen ranghohen Positionen arbeiten? Wie aktiv sind sie in ihrer Profession, und wie werden sie von dieser belohnt? Bislang gibt es für die deutsche Soziologie keine detaillierten empirischen Analysen, die die Frage nach Aktivitäten und Gratifikationen geschlechtsspezifisch behandeln.¹ Diese Forschungs-

¹ Zwar gibt es einige Arbeiten, die am Rande auch zu dieser Frage sprechen, diese sind aber selektiv und manchmal stereotypisierend. Selektiv, da sich die Frage nach Aktivitäten häufig auf Publikationen verengt und hierbei zum Teil nur Publikationen in wenigen ausgewählten Zeitschriften berücksichtigt werden (aktuell: Gerhards 2002). Ein früher Beitrag zu Publikationschancen stammt von

lücke kann der vorliegende Beitrag ansatzweise schließen: Für das Fach *Soziologie* wird ein Bereich aus der gesamten Palette wissenschaftlicher Leistungen, das *Einwerben von Drittmitteln*, betrachtet.² Wir untersuchen die diesbezüglichen Aktivitäten der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und ihre Evaluierung durch eine zentrale Wissenschaftsorganisation, die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* (DFG).

Das Fach *Soziologie* ist durch einen vergleichsweise hohen Frauenanteil bei Studierenden und promovierenden gekennzeichnet. Der Frauenanteil bei den Studienanfängern lag 1999 bei 63 %, bei den Studienabschlüssen lag er im gleichen Jahr bei 54 % (eigene Berechnungen nach Statistisches Bundesamt 2001). Die Vertretung von Frauen auf der Professorebene ist wie in anderen Disziplinen dagegen sehr gering: In den im Folgenden in den Blick genommenen 90er Jahren beträgt der Frauenanteil an deutschen Hochschulen bei Professuren im Fach *Soziologie* im Durchschnitt 11 %.³ Bei C4-Professuren liegt der Frauenanteil 1998 bei 8 %, bei C3-Stellen sind es 16 % (Allmendinger 2001).

Die Antragstellung auf *Drittmittel* ist ein wichtiger Bestandteil der wissenschaftlichen Arbeit. *Drittmittel* ermöglichen eigene und umfangreiche Datenerhebungen, die oftmals die Grundlage für neue Veröffentlichungen darstellen. Das erfolgreiche Einwerben von *Drittmitteln* gilt als Ausweis wissenschaftlicher Produktivität und wird mit der neuen Dienstrechtsreform auch eine Stellgröße für die Bestimmung persönlicher Einkommen. Letztlich bemisst sich auch die Reputation und das Budget von wissenschaftlichen Einrichtungen nach ihrem *Dritt-*

Heinz Sahner, der auf der Grundlage sehr weniger von Frauen eingereicherter Manuskripte für die *Zeitschrift für Soziologie* eine niedrigere ‚Diffusionschance‘ ermittelt (Sahner 1982: 93–94). Stereotypisierend, da Aktivitäten und Leistungen im Bereich der Lehre oft einseitig hervorgehoben werden, diese als typisch weiblich gelten und dadurch auch werden. Für andere Fächer siehe jedoch Broder 1993, Leibenluft et al. 1993, Alpert et al. 1981, Mastriani/Plattner 1997, Bazeley 1998; für die amerikanische Soziologie siehe Rong et al. 1989.

² Ein breiter *Vergleich* zwischen einzelnen Disziplinen ist aufgrund der Datenlage derzeit noch nicht möglich. Eine vergleichende Darstellung ist allerdings in Zusammenarbeit mit der DFG demnächst geplant.

³ Dieser Wert weicht geringfügig von den Ergebnissen bei Lucke (1998) ab, die sich bei ihrer Studie auf die Vorlesungsverzeichnisse deutscher Universitäten bezieht. In ihre Auswertung gehen nur Hochschulen ein, die einen Studiengang *Soziologie* eingerichtet haben (1998: 20).

mittelvolumen. Somit beeinflussen Ausmaß, Organisation und Verteilung von Drittmitteln die Entwicklung der Wissenschaft selbst, die Entwicklung ihrer wissenschaftlichen Einrichtungen und die wissenschaftlichen Karrieren von Antragstellern und wissenschaftlichem Nachwuchs. Bevor jedoch Forschungsgelder die Ressourcen und die Reputation von Antragstellerinnen und Antragstellern sowie ihrer wissenschaftlichen Einrichtungen erhöhen, bevor Dissertationen und Habilitationen auf projektgestützten Daten entstehen können, müssen Forscherinnen und Forscher einen ausgearbeiteten Antrag auf Projektunterstützung einreichen, wobei die hierfür nötigen Vorarbeiten in der Regel erheblich sind. Der eingereichte Antrag wird bei den meisten Förderungsorganisationen in einem Begutachtungsverfahren geprüft: Verspricht das Projekt neue Erkenntnisse? Sind Forschungsfragen und Methodologie aufeinander abgestimmt? Ist das Projekt auf dem Stand der fachlichen Diskussion? Kann davon ausgegangen werden, dass das Projekt auch durchführbar ist? Entsprechen die beantragten Mittel dem nötigen Forschungsaufwand? Das Ergebnis des Begutachtungsprozesses ist dabei offen, der Lohn der Anstrengung eines Antrags keineswegs gewiss: Die Chance der Bewilligung lag für Anträge in Soziologie und empirischer Sozialforschung, die eine Durchführung von Forschungsprojekten ermöglichen, bei der DFG im Durchschnitt der Jahre 1993–1999 bei 59 %.⁴

Die DFG ist die mit Abstand wichtigste Institution der Forschungsförderung, dies ergibt sich bereits aus dem Fördervolumen.⁵ Sie wird aus öffentlichen Mitteln finanziert, an der Entscheidung über die Bewilligung von Anträgen wirken ausschließlich wissenschaftliche Peer-Groups mit. Die Fachgutachterinnen und Fachgutachter der DFG, die über die Anträge in den meist genutzten Verfahren zu entscheiden haben, werden auf Vorschlag der wissenschaftlichen Fachverbänden von aktiven Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus ihrer Mitte gewählt.⁶ Für die Soziologie und die empirische Sozialforschung waren von 1991–1999 zehn gewählte Fachgutachter tätig – davon vier Frauen. Zusätzlich werden (Sonder-)Gutachterinnen und Gutachter je nach Themenstellung des Antrags herangezogen. Das Begutachtungsverfahren ist nicht anonym, in

der Regel erhalten mindestens zwei Gutachter die eingereichten Anträge mit allen Angaben über die Antragsteller. Den Gutachtern ist also bekannt, wer sich mit welchem Qualifikationshintergrund um welches Forschungsthema und um Forschungsgelder bewirbt. Die Begutachteten wissen dagegen nicht, wer aus dem Kreis der Gutachterinnen und Gutachter für ihre Anträge zuständig ist.

Die DFG kennt mehrere Antragsverfahren; wir beziehen uns im Folgenden ausschließlich auf Anträge auf Sachbeihilfen in Normal- oder Schwerpunktverfahren in den Gebieten Soziologie und empirische Sozialforschung.⁷ Das Normalverfahren ist dabei der Königsweg der Antragsverfahren, da es keinerlei inhaltlichen Beschränkungen unterliegt. Schwerpunktprogramme werden von der DFG zu bestimmten Themen auf Anregung von Wissenschaftlergruppen und nach Beschluss der DFG-Gremien mit einer festgesetzten Fördersumme aufgelegt. Die ein Schwerpunktprogramm anregenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler fassen die zentralen forschungsleitenden Fragen in einem Text zusammen, der dann auch der Beschlussfassung über die Einrichtung eines Schwerpunktprogramms bei der DFG dient. In der Regel sind Schwerpunktprogramme auf sechs Jahre angelegt, sie erlauben also auch längerfristige Forschungsvorhaben, die aber nach zwei Jahren evaluiert und jeweils neu beantragt werden müssen. Die DFG informiert einen breiten Kreis möglicher Interessenten von der Existenz und der Laufzeit des Schwerpunktprogramms; ein von der DFG eingesetzter Gutachterkreis, dessen Zusammensetzung den Antragstellerinnen und Antragstellern bekannt ist, entscheidet über die Förderung nach den üblichen Bewertungskriterien, jedoch unter Maßgabe des für das Schwerpunktprogramm vorgesehenen Finanzrahmens. Im hier betrachteten Zeitraum von 1993–1999 fielen sechs Schwerpunktprogramme in die Bereiche Soziologie und empirische Sozialforschung: „Sozialer und politischer Wandel im Zuge der Integration der DDR-Gesellschaft“ (1991–1998), „Regulierung und Restrukturierung der Arbeit in den Spannungsfeldern von Globalisierung und Dezentralisierung“ (1995–2000), „Theatralität –

⁴ Die Quote unterscheidet sich dabei nicht zwischen den Fachgebieten Soziologie und empirische Sozialforschung.

⁵ Im Jahr 2000 betragen die Ausgaben für Bewilligungen in den Gesellschaftswissenschaften DM 92,8 Millionen.

⁶ Ein informativer Überblick zur Organisationsstruktur und zu den unterschiedlichen Förderungsmöglichkeiten der DFG findet sich bei Nunner-Winkler (1996).

⁷ Anträge auf Reisemittel, Stipendien sowie Druckzuschüsse schließen wir aus der Betrachtung aus. Über die Forschungsförderung im Rahmen von Sonderforschungsbereichen standen leider keine Informationen zur Verfügung. Es scheint allerdings der Fall zu sein, dass die Möglichkeiten für Frauen in Sonderforschungsbereichen gering sind: Nur 7 % aller Teilprojekte werden von Frauen geleitet (Center of Excellence Women and Science 2001: 15).

Theater als kulturelles Modell in den Kulturwissenschaften“ (1996–2000), „Globale Umweltveränderungen: sozial- und verhaltenswissenschaftliche Dimensionen“ (1995–2001) und „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht“ (ab 1998).⁸

Das Begutachtungsverfahren der DFG wurde in einer bislang einzigartigen Untersuchung von Friedhelm Neidhardt und Ilse Hartmann (Neidhardt 1986, 1988 sowie Hartmann/Neidhardt 1990) untersucht. Friedhelm Neidhardt, selbst Gutachter und erfolgreicher Antragsteller, bekam in verschiedenen Disziplinen Einsicht in die Gutachten. Nach einer gründlichen Analyse der Begutachtung schließt er seinen Beitrag ‚Kollegialität und Kontrolle – am Beispiel der Gutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft‘ mit den Worten: „Wir können nur analysieren, ob die Strukturen der Wahrheitsfindung, die in den Institutionen selber arbeiten, für Kritik und Kontrolle sorgen und insofern die Wahrscheinlichkeit passabler Ergebnisse erzeugen. Was im Hinblick darauf die DFG betrifft, so sehen wir in der Tat interne ‚checks und balances‘: Die Voreingenommenheiten, die wir auf mehreren Seiten erkennen können, konterkarieren einander – allerdings nur in Grenzen. Anders als in sonstigen Bereichen des Gutachterwesens sehen wir in diesem Fall das Gutachterproblem institutionell aufgefangen, sicher aber nicht vermieden oder vollends gelöst.“ (Neidhardt 1986: 10; siehe auch von Friedeburg 1990). In der Studie von Neidhardt und Hartmann konnten geschlechtsspezifische Fragen aufgrund der geringen Fallzahl nicht untersucht werden.⁹ Auf der Grundlage wesentlich ‚ärmerer‘ Daten und ohne die Möglichkeit, Einblick in Akten zu nehmen, wollen wir im vorliegenden Beitrag analysieren, ob es systematische Unterschiede in den Bewilligungschancen nach Geschlecht gibt und wie diese zu erklären sind.¹⁰

⁸ Im Beobachtungszeitraum sind noch zwei Anträge im Schwerpunktprogramm „Strukturwandel industrieller Beziehungen“ (1988–1992) gefördert worden. Das Schwerpunktprogramm „Ursprünge, Arten und Folgen des Konstrukt ‚Bevölkerung‘ vor, im und nach dem ‚Dritten Reich‘“ beginnt erst nach dem hier untersuchten Zeitraum.

⁹ In dem untersuchten Zeitraum und den untersuchten Disziplinen (u.a. Elektrotechnik und Wirtschaftswissenschaften) war unter den 22 Fachgutachtern nur eine Frau und äußerst wenige Anträge wurden von Frauen gestellt (persönliches Gespräch mit Ilse Hartmann).

¹⁰ In der deutschen Literatur finden sich zwei Untersuchungen, die am Rande auch auf Bewilligungschancen von Frauen eingehen. In einem Beitrag von Gertrud Nunner-Winkler im Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie heißt es zu den geschlechtsspezi-

Der Beitrag gliedert sich in drei Abschnitte: Zunächst geht es um die Beantragung von Drittmitteln bei der DFG zwischen 1993 und 1999 (Abschnitt 1). Im Anschluss betrachten wir die Begutachtung der Anträge durch die DFG und beantworten die Frage nach geschlechtsspezifischen Bewilligungschancen (Abschnitt 2). Wir untersuchen dabei die Chancen in Abhängigkeit von Merkmalen der Antragstellerinnen und Antragsteller sowie der gewählten Forschungsthematik. Wir schließen mit einigen offenen Fragen: Welche Rolle kommt den Gutachterinnen und Gutachtern in geschlechtsspezifischen Selektionsprozessen zu? Welche Rolle spielt das eingerichtete Schwerpunktprogramm? Welche professionspolitischen Aussagen lassen sich aus diesem Beitrag ableiten (Abschnitt 3)?

1. Die Antragsaktivität im Fach Soziologie

Im Zuge der Vorbereitung auf eine professionspolitische Diskussion zum Stand der Soziologie (Allmendinger 2001) hat die DFG einige Dateien aufbereitet, die auch Auskunft über geschlechtsspezifisches Antragsverhalten und Forschungsförderung erlauben. Für den Zeitraum von 1993–1999 liegen prozessproduzierte Angaben zu den insgesamt 761 Anträgen auf Sachbeihilfen in Normal- oder Schwerpunktverfahren in den Gebieten Soziologie und empirische Sozialforschung vor. Die Mehrzahl von 481 Anträgen erfolgte im Normalverfahren, die übrigen Anträge wurden im Rahmen von Schwerpunktprogrammen gestellt. Hierunter befand sich das Schwerpunktprogramm „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht,“ welches auf Initiative von Irene Dölling, Regine Gildemeister, Beate Kraus, Hedwig Rudolph und Angelika Wetterer zustande kam – eine Gruppe fachlich ausgewiesener Soziologinnen, die über mehrere Jahre die Programmkonzeption vorbereitet hatte (Dölling et al. 1997). Dieses Schwerpunktprogramm, dessen erste Phase in unseren Beobachtungszeitraum fällt, ist auf einen Zeitraum von sechs Jahren konzipiert.

fischen Aktivitäten und Bewilligungschancen im Rahmen der Forschungsförderung der DFG: „Frauen weisen über alle Verfahren hinweg eine deutlich niedrigere Beantragungs-, aber gleichzeitig eine leicht höhere Bewilligungsquote auf (1996: 21).“ Für das Jahr 1988 berichtet Mary Osborn für das Normalverfahren der DFG einen geschlechtsspezifischen Unterschied von neun Prozentpunkten zu Lasten der Frauen; für andere Verfahren der Forschungsförderung gibt es keine Unterschiede nach Geschlecht (1997: 164).

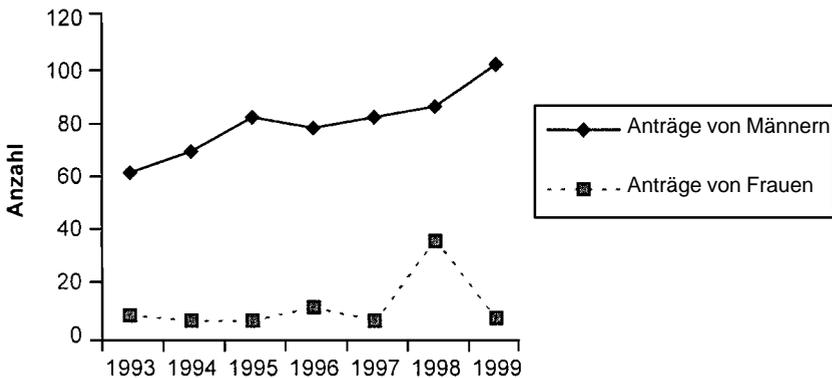


Abb. 1 Entwicklung der eingereichten Anträge

Die uns zur Verfügung stehenden Daten enthalten zu jedem Antrag Informationen zur beantragten Summe, zum Jahr, in dem der Antrag seitens der DFG entschieden wurde, zum Verfahren (Normalverfahren oder Schwerpunkt), zum Ergebnis der Entscheidung (Bewilligung, Ablehnung, anderweitige Erledigung), zum wissenschaftlichen Status des ersten Antragstellers (Professor/in bzw. ohne Professorenstatus), zum Hochschulstandort (ohne Differenzierung der Hochschule), zum Geburtsjahr und zum Geschlecht. Zusätzlich liegen in einem getrennten und nicht zu verknüpfenden Datensatz zu allen Anträgen die Projekttitle sowie Ergebnis der Entscheidung (Bewilligung, Ablehnung, anderweitige Erledigung) und das Geschlecht des ersten Antragstellers vor. Auf Grundlage der Projekttitle haben wir eine Zuweisung von Projektthemen zu Forschungsbereichen vorgenommen, wobei die Kategorisierung des IZ Sozialwissenschaften verwendet wurde. Jedem Projekt wurde nach Titel ein oder zwei Forschungsfelder innerhalb der Soziologie zugewiesen. Da wir in diesem Beitrag Aussagen über fach- und personenspezifische Aktivitäten treffen werden, musste weiterhin die Grundgesamtheit aller möglichen Antragsteller und Antragstellerinnen definiert werden. Wir haben zu diesem Zweck Sonderauswertungen des Statistischen Bundesamtes erstellen lassen, die für jedes Jahr im Beobachtungszeitraum die Anzahl von Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern im Fach Soziologie/Sozialwissenschaften enthalten.

Im untersuchten Zeitraum (1993–1999) wurden insgesamt 761 Anträge auf Sachbeihilfe eingereicht, davon 115 Anträge von Frauen (15,1%). Die über große Anzahl der Anträge wurde von Personen mit Professorenstatus gestellt (658, davon 87 Anträge von Frauen). Betrachten wir zunächst die Entwicklung der absoluten Anzahl von Anträgen nach Geschlecht: Bei den männlichen Antragstellern erhöht

sich die Anzahl von Anträgen von 72 in 1993 auf 116 in 1999 (vgl. Abb. 1). Weibliche Antragsteller reichten in den Jahren 1993 bis 1997 und 1999 etwa zehn Forschungsanträge pro Jahr ein. Das Jahr 1998 stellt mit 44 beratenen Anträgen eine deutliche Ausnahme dar, die überwiegende Mehrheit (28) wurde im Rahmen von Schwerpunktprogrammen gestellt, die meisten davon (25) im Schwerpunktprogramm „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht“.

Die in Abbildung 1 gegebenen Informationen erlauben noch keine Auskunft darüber, ob sich das Antragsverhalten nach Geschlecht unterscheidet, ob also Wissenschaftler pro Kopf mehr oder weniger Anträge als Wissenschaftlerinnen stellen. Diese Frage lässt sich nur unter Heranziehung eines (weiteren) Datensatzes beantworten, welcher Aufschluss über die Anzahl beschäftigter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gibt, die einen Antrag bei der DFG stellen können. Dieser Pool ist schwer zu definieren, da neben Professorinnen und Professoren auch promovierte Personen Anträge stellen könnten. Wir haben uns daher entschlossen, diese Teilauswertung nur für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Professorenstatus vorzunehmen. Entsprechend haben wir auch nur Anträge, die von Professorinnen und Professoren gestellt wurden, in diese Teilauswertung mit einbezogen (dies sind immerhin 86% aller Anträge, siehe oben). Auf Grundlage dieser Datenbasis weist Abbildung 2 die Entwicklung der relativen Antragsaktivität zwischen 1993 und 1999 aus. Vergleicht man die Antragsaktivität von Frauen und Männern über den gesamten Zeitraum, zeigt sich kein auffälliger Unterschied. Auf fünf Professorinnen und Professoren in der Profession insgesamt kommt pro Jahr ungefähr ein Forschungsantrag auf Gewährung von Sachmitteln: Bei Frauen beträgt die relative Antragsaktivität 0,24, bei Männern beläuft sich

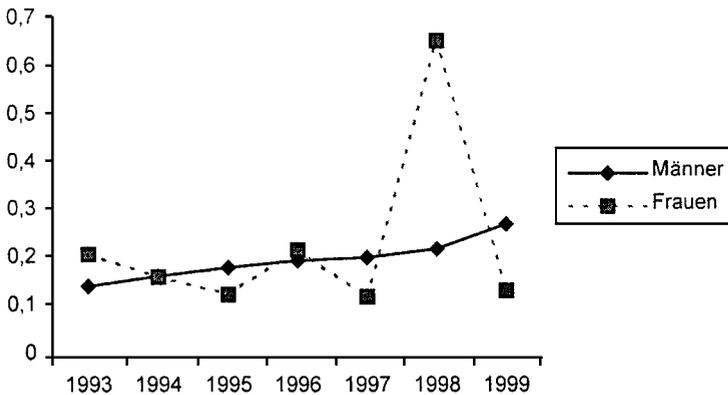


Abb. 2 Entwicklung der relativen Antragsaktivität

der Durchschnittswert auf 0,22. In der für die einzelnen Jahre getrennten Analyse erkennt man bei den männlichen Hochschullehrern eine stetig steigende Antragsaktivität, der Verlauf ist bei Professorinnen weniger eindeutig und die Ausnahmestellung von 1998 wird noch deutlicher als zuvor sichtbar. In diesem Jahr haben zwei von drei Professorinnen einen Antrag an die DFG gestellt.¹¹

Betrachten wir nun die Höhe der beantragten Mittel (jetzt wieder bezogen auf *alle* Antragstellerinnen und Antragsteller), zeigt sich im Mittelwert zunächst ein Unterschied zwischen Männern und Frauen: Wissenschaftler beantragen für die Durchführung ihrer Sachbeihilfe durchschnittlich DM 330.000, bei Wissenschaftlerinnen beläuft sich der Mittelwert auf DM 270.000. Diese Differenz geht allerdings auf wenige finanziell aufwändige Projekte zurück. Nimmt man den Median der Antragssumme über den Gesamtzeitraum, so liegt dieser für Männer bei DM 272.000, für Frauen bei DM 253.000. Man kann also nicht davon sprechen, dass Frauen im Allgemeinen geringere Forschungsmittel beantragen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Fach Soziologie ähnliche Antragsaktivitäten zeigen. Im Hinblick auf die Anzahl und die Antragssummen lassen die untersuchten Daten keine Leistungsunterschiede erkennen. Allerdings zeigt sich eine Ballung von Anträgen in Sondersituationen, wie der deutliche Ausnahmestatus des Jahres 1998 belegt. Das von Wissenschaftlerinnen initiierte und von der DFG

aufgelegte Schwerpunktprogramm hat somit wesentlich dazu beigetragen, dass Frauen im Durchschnitt ebenso viele Anträge wie Männer stellen. In diesem Sinne könnte man von einer ‚programmierten Gleichheit‘ sprechen. Wir werden in der weiteren Diskussion auf diesen Punkt zurückkommen.

2. Die Bewilligungen im Fach Soziologie

Die Entscheidung über die Förderung oder die Ablehnung eines Forschungsvorhabens beruht bei der DFG auf einem sorgfältigen und zeitintensiven Begutachtungsprozess durch die Gutachterinnen und Gutachter, wobei sich die Entscheidung der DFG meist auf ein übereinstimmendes Votum der Fachgutachter stützt (Nunner-Winkler 1996: 20).¹² Das Ergebnis dieser Begutachtung ist in Tabelle 1 dargestellt. In den ersten beiden Spalten sind für jedes Jahr im Beobachtungszeitraum die geschlechtsspezifischen Bewilligungsquoten abzulesen.¹³ Die dritte Spalte enthält die Prozentsatzdifferenz zwischen Männern und Frauen für die jeweiligen Jahre, die vierte Spalte gibt die Gesamtzahl der Anträge pro Jahr, die fünfte Spalte den Frauenanteil unter den Antragstellern an.

¹² Die gutachterliche Stellungnahme wird dem Senats- und Bewilligungsausschuss der DFG vorgelegt, die formale Entscheidung über Förderung oder Ablehnung erfolgt in diesen Gremien.

¹³ Die Förderquoten sind hier bezogen auf die gestellten Anträge berechnet, d.h. anderweitige Erledigungen (40 von 761 Anträgen oder 5,3 %) werden wie Ablehnungen behandelt. Schließt man die anderweitigen Fälle (z.B. zurückgezogene Anträge) aus, unterscheiden sich die Ergebnisse nur geringfügig. Für die Gesamtheit der Anträge gibt es keine Unterschiede der Bewilligungschance in Abhängigkeit vom Förderungsverfahren.

¹¹ Dies ist ein Näherungswert. Unter den Antragstellerinnen und Antragstellern des Schwerpunktprogramms „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht“ waren auch Kolleginnen und Kollegen, die nicht aus der Soziologie stammen.

Tabelle 1 Förderquoten nach Geschlecht (1993–1999)

	Männer	Frauen	Differenz Männer–Frauen	Anzahl der Anträge	Frauenanteil
1993	73,6	61,5	12,1	85	15,3
1994	64,6	62,5	2,1	90	8,9
1995	64,9	75,0	-10,1	105	7,6
1996	56,4	50,0	6,4	110	14,5
1997	46,7	36,4	10,3	103	10,7
1998	59,1	45,5	13,6	137	32,1
1999	60,3	33,3	27,0	131	11,5
Gesamt	60,4	48,7	11,7	761	15,1

Im Durchschnitt ergibt sich für die männlichen Antragsteller eine um 11,7 Prozentpunkte höhere Förderquote als für Frauen. Die Entwicklung über die Jahre folgt keinem eindeutigen Muster, die Werte reichen von einer um 27 Prozentpunkte höheren Förderung von Männern (im Jahr 1999) bis zu einer um zehn Prozentpunkte höheren Förderung von Frauen (im Jahr 1995, in welchem aber weniger als 8 % aller Anträge von Frauen eingereicht wurden).¹⁴ Die hier untersuchten Forschungsgebiete Soziologie und empirische Sozialforschung weisen dabei höhere Unterschiede nach Geschlecht auf als die Gesamtheit der DFG-Anträge. Die Prozentsatzunterschiede betragen für die Jahre 1997, 1998 und 1999 insgesamt 4,3, 3,5, und 3,4 Prozentpunkte.¹⁵ Für die Sammelkategorie der Sozialwissenschaften lauten die Werte: 5,0, 5,9 und 10,3 Prozentpunkte. Dort, wo Geschlecht Gegenstand der Wissenschaft ist, sind die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Bewilligung also eher größer.

Wie sind diese Unterschiede zwischen Männern und Frauen in der Bewilligungsquote (60 Prozent gegenüber 49 Prozent) zu erklären? Dieser Frage kann man aus unterschiedlichen Blickrichtungen nachgehen, wobei sich mit den verfügbaren Daten zwei Ansätze verfolgen lassen: (1) Variiert die Bewilligung mit Merkmalen der Antragsteller? (2) Variiert sie mit der Thematik der eingereichten Anträge?

2.1 Die Antragsteller

Die deutlichen Unterschiede in den Bewilligungschancen von Frauen und Männern sollen zunächst dahingehend untersucht werden, ob Frauen systematisch Merkmale auf sich vereinen, die mit niedrigeren Bewilligungschancen einhergehen. Es stehen drei solcher ‚intervenierender‘ Variablen zur Verfügung: die wissenschaftliche Erfahrung, der wissenschaftliche Status und die institutionelle Herkunft der Antragstellenden.

Erfahrung. Da unabhängig von der Originalität der Forschungsfrage auch die Durchführbarkeit des Projekts und der angemessene ‚Zuschnitt‘ des Antrags für die Forschungsförderung eine wichtige Rolle spielt, wäre zu erwarten, dass Personen mit größerer Antragserfahrung im Durchschnitt auch bessere Bewilligungschancen für ihre Projekte haben. Anträge von erfahrenen Personen können besser sein, etwa weil mit der Zeit besser eingeschätzt werden kann, was die DFG an Informationen erwartet, was im beantragten Förderzeitraum machbar ist, wie Ausgaben kalkuliert werden sollen, wie das eigene Vorhaben transparent, innovativ und spannend dargestellt werden kann. Ein weiterer Erfahrungseffekt würde vorliegen, wenn im Begutachtungsprozess wissenschaftliche Vorleistungen, also der Antragstellung vorgängige Publikationen oder Forschungsleistungen berücksichtigt werden. Letztlich könnten Netzwerke eine Rolle spielen und die Gutachter der DFG eher solche Projekte positiv beurteilen, deren Antragsteller ihnen bereits bekannt sind.

Frauen haben erst spät den Weg in die Wissenschaft gefunden und sind im Durchschnitt jünger – und damit weniger erfahren – als ihre männlichen Kollegen. Sollte die wissenschaftliche Erfahrung also eine wichtige Rolle bei der Bewilligung spielen, so dürf-

¹⁴ Da die jahresbezogenen Fallzahlen bei Frauen sehr klein ausfallen, beschränken wir uns nachfolgend auf die Analyse des gesamten Zeitraums.

¹⁵ Hier bezogen auf alle Förderarten (berechnet nach DFG Jahresbericht 2000).

ten Frauen schon aufgrund ihres Alters eine geringere Chance auf Förderung haben. Nach dieser Überlegung wäre zu erwarten, dass die wissenschaftliche Erfahrung einen Einfluss auf die Förderchance hat und das Geschlecht *nach* Kontrolle der wissenschaftlichen Erfahrung an Bedeutung verliert. Mit den vorliegenden Daten können wir die wissenschaftliche Erfahrung nur über das Alter der Antragsteller abbilden, allerdings wären diesbezüglich feinere Analysen denkbar. Der DFG liegen die Antragskennungen vor, welche Auskunft darüber geben, wie viele DFG-Anträge von den Antragstellerinnen und Antragstellern vor dem untersuchten Fall bereits eingereicht wurden.¹⁶ Dadurch wäre auch auf Fortsetzungsanträge zu kontrollieren, bei denen die Bewilligungschancen aufgrund der Erstbewilligung höher sein dürften (Neidhardt 1988).

Wissenschaftlicher Status. Auch der wissenschaftliche Status der Antragsteller könnte für die Bewilligung eine Rolle spielen, dies ergibt sich zum einen aufgrund höherer Erfahrung (siehe oben), zum anderen aufgrund realer oder zugeschriebener höherer Kompetenzen von Professoren im Vergleich zu Nicht-Professoren. Gutachter könnten geneigt sein, ‚ihresgleichen‘ mehr Vertrauen entgegenzubringen und höhere Kompetenzen zuzuschreiben, gleichermaßen könnte die Hemmschwelle bei Ablehnung von ‚peers‘ höher als bei den noch unbekanntem ‚Jungen‘ sein (zu Fragen der Kollegialität vgl. Neidhardt 1988). Auch hier könnte folglich gelten, dass der wissenschaftliche Status die Förderwahrscheinlichkeit erhöht und das Geschlecht *nach* Kontrolle des wissenschaftlichen Status eine geringere Rolle für die Förderung spielen sollte.

Institutionelle Herkunft. Untersuchungen über den Erfolg von Antragstellungen ziehen insbesondere in Ländern mit einer hohen Leistungsdifferenzierung zwischen den Hochschulen die institutionelle Herkunft der Antragstellenden heran (Broder 1993).¹⁷ Ausgangspunkt ist hier die Überlegung, dass das *ranking* von Institutionen, hier also der Universitäten, einher geht mit einem parallelen *ranking* der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Die besten Universitäten sind in der Lage, die besten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an sich zu binden, somit sagt die institutionelle Herkunft et-

was über die Qualität der Antragstellenden aus. Deutschland kennt keine vergleichbare Reihung von Hochschulen, gleichwohl gibt es eine hohe räumliche Verdichtung sozialwissenschaftlicher Institute (Allmendinger 2001). Hier könnten also ganz ähnliche Mechanismen ansetzen: Die besten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler kommen aus diesen Ballungszentren, die Anträge könnten besser sein, da sie in einem förderlichen Zusammenhang entstanden sind, das wissenschaftliche Prestige des Hochschulstandortes könnte positiv auf den Antrag ausstrahlen, Gutachter könnten Anträgen aus diesen Universitäten höhere Qualität und Machbarkeit zuweisen. Treffen diese Überlegungen zu, so sollte die institutionelle Herkunft einen Einfluss auf die Förderchancen haben. Finden sich darüber hinaus Frauen eher in soziologischen Randlagen, so könnte die Kontrolle dieses Herkunftseffekts den Einfluss von Geschlecht wiederum maßgeblich senken. Die institutionelle Herkunft wird im Folgenden nach der Anzahl der eingereichten Anträge und nach der Anzahl der vorhandenen Professuren im Fach Soziologie gemessen.¹⁸

Ergebnisse. Wir berichten zunächst die bivariat ausgewiesenen Zusammenhänge zwischen Förderquote und Alter, Status und institutionellem Hintergrund; diese sind in Tabelle 2 dargestellt (Spalte 1). Ausgewiesen wird auch der Bezug der Drittvariablen zum Geschlecht der Antragsteller (Spalten 2 und 3). Der Zusammenhang zwischen den gebildeten

¹⁸ Rund 55 % der Anträge kommen aus gerade zehn Orten. Hierbei handelt es sich um Berlin, Bielefeld, Frankfurt a.M., Köln, München, Leipzig, Mannheim, Bremen, Erlangen–Nürnberg und Göttingen. Feinere Analysen könnten noch dahingehend differenzieren, ob die Antragsteller aus einem hochschulnahen Forschungsinstitut kommen. In solchen Einrichtungen, wie etwa dem Mannheimer Zentrum für Empirische Sozialforschung, sind die beteiligten Hochschullehrer zu kontinuierlichem Engagement in Form von Forschungsanträgen angehalten und die Vorbereitung von Forschungsanträgen wird durch die Einrichtung selbst unterstützt. Die zweite Messung soziologischer Schwerpunkte erfolgt über die Anzahl an Professuren. Es handelt sich um die Standorte, die nach der Sonderauswertung des Statistischen Bundesamtes im Durchschnitt der Jahre 1992–1999 zehn und mehr Professuren in Soziologie/ Sozialwissenschaften aufweisen (Berlin, Bielefeld, Hamburg, Essen, Duisburg, Erlangen–Nürnberg, Siegen, Osnabrück, Kassel, Wuppertal, Oldenburg, Frankfurt, Bochum). Bei 38 % der Anträge ist die regionale Zuordnung nach den zwei Kriterien unterschiedlich. Würden wir zusätzlich Graduiertenkollegs und Sonderforschungsbereiche heranziehen, wäre die Konzentration von Drittmitteln auf wenige Hochschulstandorte vermutlich weit höher.

¹⁶ Wir danken Rolf Ziegler für diesen Hinweis, der sich allerdings nicht umsetzen ließ.

¹⁷ Für die Akzeptanz eingereicherter Zeitschriftenartikel finden Bakanic/McPhail/Simon (1987) einen deutlichen Effekt: Je höher das Prestige der Universität, an der die Autoren beschäftigt sind, desto wahrscheinlicher werden die eingereichten Aufsätze akzeptiert.

	Förderquote	Frauen	Männer
Alter (bei Antragstellung)			
– bis 40 Jahre	48,9		
– 41–50 Jahre	55,4		
– 51–60 Jahre	59,9		
– über 61 Jahre	62,7		
N = 752		49,7 J.	53,9 J.
Status			
– Professoren	60,5	88,4	75,7
– ohne Professorentitel	46,6		
N = 761			
Institutionelle Herkunft			
nach Anträgen			
– Zentrum	64,7	51,3	55,0
– „Peripherie“	51,3		
nach Stellenzahl			
– Zentrum	58,7	45,2	44,7
– „Peripherie“	58,6		
N = 761			

Tabelle 2 Förderquoten und Merkmale der Antragsteller

Altersgruppen und der Förderquote ist linear, die Anträge junger Wissenschaftler (unter 40 Jahren) haben mit einer Bewilligungsquote von 49 % wesentlich geringere Förderaussichten als die Anträge älterer Wissenschaftler, insbesondere jener im Alter von über 61 Jahren mit einer Bewilligungsquote von 63 %. Die antragstellenden Frauen sind im Durchschnitt um vier Jahre jünger als ihre männlichen Kollegen (49,7 gegenüber 53,9 Jahre). Auch hinsichtlich des beruflichen Status zeigt die empirische Analyse deutliche Zusammenhänge: Die Wahrscheinlichkeit einer Förderung ist mit 61 % bei Professorinnen und Professoren wesentlich höher als bei nicht-professoralen Anträgen mit 47 %. Die Frauen sind zu 76 % Professorinnen, die antragstellenden Männer zu 88 %. Auch zwischen Hochschulstandort und Bewilligungen besteht ein deutlicher Zusammenhang, wenn man die Schwerpunkte der Antragsaktivität beachtet. Anträge an die DFG, welche aus solchen soziologischen Kernorten eingereicht werden, haben eine höhere Wahrscheinlichkeit auf Förderung. Wählt man als Kriterium von Kernorten allerdings die Anzahl der Stellen, so zeigt sich kein Unterschied zwischen Kernorten und den übrigen Soziologiestandorten. Zwischen Männern und Frauen gibt es keine deutlichen Unterschiede hinsichtlich der institutionellen Herkunft.

Kommen wir zu den geschlechtsspezifischen Bewilligungschancen *nach* Kontrolle von Alter, Status und institutioneller Herkunft. Mit einer logistischen Regression werden die Wahrscheinlichkeiten der Bewilligung eines Antrags in Abhängigkeit der Ausprägung von unabhängigen Variablen geschätzt.¹⁹ Im ersten Modell wird als unabhängige Variable nur das Geschlecht erfasst. Die Modelle 2a und 2b unterscheiden sich nach der Operationalisierung der institutionellen Herkunft. In Modell 2a werden die regionalen Schwerpunkte nach den eingegangenen Anträgen, in Modell 2b nach den vorhandenen Stellen definiert. Tabelliert sind jeweils die $\exp(\beta)$ Werte. Sie lassen sich leichter interpretieren als die Koeffizienten der logistischen Regression und geben den Faktor an, um den sich der *odds ratio*, das Verhältnis der Wahrscheinlichkeit der Bewilligung und der Wahrscheinlichkeit der Ablehnung, ändert, wenn sich die unabhängige Variable um eine Einheit verändert. Außerdem sind die für

¹⁹ Zu beachten ist, dass die Altersvariable auch mit einem quadrierten Term in das Modell eingeht. Dieses Vorgehen entspricht den Einkommensgleichungen von Humankapitalansätzen, bei denen Erfahrung mit Alter als Proxy-Variablen einer Abschreibung über die Zeit unterliegt. Zum Zusammenhang von Alter und wissenschaftlicher Produktivität siehe auch: Cole 1979.

Tabelle 3 Wahrscheinlichkeit einer Bewilligung (logistische Regression)

	Modell 1		Modell 2a		Modell 2b	
	exp (β)	discrete change	exp (β)	discrete change	exp (β)	discrete change
Geschlecht (1 = Frau)	0,623	-0,117	0,652	-0,105	0,632	-0,113
Status (1 = Professor)			1,947	0,165	1,778	0,142
Instit. Herkunft (1 = Zentrum)			1,777	0,139	0,997	-0,001
Alter			0,942	-0,015	0,927	-0,019
Alter (quadratiert)			1,001	0,000	1,001	0,000
Chi square	5,41		27,94		13,56	
df	1		5		5	
N	761		752		752	

Der in der Spalten *discrete change* angegebene Wert gibt die Veränderung der Förderungswahrscheinlichkeit an, wenn sich die Dummy Variablen von 0 auf 1 ändern. Sonstige Variablen sind bei dieser Berechnung mit ihrem Mittelwert berücksichtigt. Für die Altersvariablen sind die Marginaleffekte tabelliert.²⁰

Dummy Variablen sinnvollen (diskreten) Veränderungen in der Vorhersagewahrscheinlichkeit angeführt (Long 1997). Sie geben an, um wieviele Prozentpunkte sich die durch das Modell prognostizierte Wahrscheinlichkeit ändert, wenn sich die Ausprägung der Dummy Variable vom Wert 0 auf den Wert 1 ändert.

Der Geschlechtseffekt bleibt auch bei Kontrolle der anderen Variablen (Modelle 2a und 2b) bestehen. Wie man auch aus Tabelle 1 mit Blick auf die geschlechtsspezifischen Förderchancen (61 % gegenüber 49 %) berechnen kann, beträgt *ohne* die Kontrolle von Drittvariablen der *odds ratio* für Frauen 0,95, der *odds ratio* für Männer liegt bei 1,54. Er ist damit für Frauen um den Faktor 0,62 niedriger als für Männer (Modell 1). Mit anderen Worten: Die Wahrscheinlichkeit, dass der Antrag einer Frau gefördert wird, gemessen an der Wahrscheinlichkeit, dass er nicht gefördert wird, liegt um 38 % niedriger als der *odds ratio* bei Männern. Oder in die Veränderung der Förderungswahrscheinlichkeit umgerechnet (*discrete change*): Die Anträge von Frauen haben eine um 11,7 Prozentpunkte geringere Förderungswahrscheinlichkeit (vgl. auch Tab. 1). Die Drittvariablen verändern diesen Wert nur unwesentlich: Der *odds ratio* ist nun für Frauen um den Faktor 0,65 bzw. 0,63 niedriger; Frauen haben nach Kontrolle von Alter, Status und institutioneller Herkunft also noch immer eine um 35 % bzw.

37 % niedrigere Wahrscheinlichkeit auf Förderung im Verhältnis zur Ablehnung als Männer. Damit greifen die intervenierenden Variablen nicht in dem erwarteten Maße. Aus Tabelle 3 ist weiterhin zu entnehmen, dass Professoren eine um 16,5 bzw. 14,2 Prozentpunkte höhere Förderwahrscheinlichkeit haben als promovierte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Werden Ballungsgebiete der Soziologie nach der Antragsaktivität gemessen, so haben Personen mit diesem Hintergrund eine um 13,9 Prozentpunkte höhere Förderungswahrscheinlichkeit als Personen aus randständigen Soziologiestandorten.²¹ Wird die regionale Herkunft nach der Anzahl der Professorenstellen gemessen, so zeigt sich kein Einfluss. Das Alter der Antragsteller hat (bei Kontrolle des beruflichen Status) keinen deutlichen (und eindeutigen) Einfluss.²² Eine Überprüfung der Interaktionseffekte führt zu keinen weiteren Erkenntnissen.

Zu beachten ist die insgesamt relativ geringe Prognosekraft der Modelle. Auch wenn die Effekte eines insgesamt nicht allzu gut an die Daten angepassten Modells mit entsprechender Vorsicht zu interpretieren sind, könnte die niedrige Passung als solche durchaus positiv interpretiert werden. Ist der Ein-

²⁰ Die Angabe von Signifikanzschwellen ist bei Vollerhebungen nicht sinnvoll. Die Standardfehler würden in allen drei Modellschätzungen für Geschlecht einen auf dem 5 %-Niveau signifikanten T-Wert ergeben.

²¹ Damit haben der Status und die institutionelle Herkunft von Antragstellern mehr Einfluss auf die Bewilligungschancen als das Geschlecht. Da sich dieser Aufsatz jedoch maßgeblich Geschlechtsunterschiede behandelt, stehen diese hier und im folgenden im Vordergrund.

²² Alter und Status sind erwartungsgemäß positiv korreliert. Der Korrelationskoeffizient (Pearson) zwischen Alter und der Dummy-Variablen für Status beträgt 0,46.

fluss von Geschlecht, Alter, institutioneller Herkunft und beruflichem Status zumindest partiell als das Wirken von Zuschreibungen zu werten, so könnte man aus der niedrigen Passung schließen, dass die hier nicht erfassten Leistungsmerkmale der Anträge eine bedeutende Rolle für die Vorhersage der Förderwahrscheinlichkeit spielen. Doch diese spekulative Sicht ist ebenso wenig zu überprüfen wie andere Bestimmungsfaktoren, etwa erratisch oder geschlechtsspezifisch urteilende Gutachter. Hier ist festzuhalten, dass die im Vordergrund stehende Frage nach den Ursachen für die geschlechtsspezifischen Förderchancen bislang unbeantwortet bleibt.

2.2 Die Forschungsinhalte

Im Folgenden fragen wir, inwieweit die nach Geschlecht unterschiedliche Besetzung von Teilgebieten in der Soziologie die Bewilligungschancen prägt. Auch hier könnte man von einer intervenierenden Variable sprechen: Hätten bestimmte Forschungsfelder niedrigere Bewilligungschancen als andere Felder und wären Frauen auf den wenig geförderten Gebieten besonders vertreten, so sollte nach Kontrolle des Forschungsfeldes der deutliche Zusammenhang zwischen Geschlecht und Förderchancen zurückgehen.

Insbesondere zwei Ansätze in der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung verbinden ungleiche Arbeitsmarktergebnisse von Frauen und Männern mit ihrer jeweils unterschiedlichen Verteilung auf Branchen, Berufe und Tätigkeitsbereiche, kurz mit der beruflichen Segregation (Überblick bei Roos/Gatta 1999). Ein Erklärungsmodell für die Auswirkung von Segregation liegt beim *crowding*: Frauen konzentrieren ihr Arbeitsangebot auf ein kleineres Segment an spezifischen Qualifikationen, in diesem Segment herrscht zumindest teilweise ein Überangebot an Arbeitskräften und dieses Überangebot führt zu niedrigeren Löhnen. Unter einer zweiten, eher soziologischen Perspektive spricht man dagegen von der *devaluation* (Entwertung) von Frauenarbeit (England 1992). Allein die Tatsache, dass in bestimmten Bereichen mehrheitlich Frauen arbeiten, führt zu niedrigeren Löhnen und zwar ganz unabhängig von Angebot und Nachfrage. Beide Ansätze treffen sich in der Aussage, dass das Sortieren und sortiert Werden von Frauen und Männern in unterschiedliche Berufe, Jobs, Positionen, Aufgabebereiche, Arbeitszeiten und Firmen mit ungleichen Arbeitsmarktergebnissen einhergeht. Interpretiert man die Bewilligung von Forschungsprojekten als

wichtigen Faktor im akademischen Arbeitsmarkt, so liegt es nahe, die geschlechtsspezifische Segregation des Faches als mögliche Ursache für die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Bewilligungschancen anzusehen.

Neben der strengen vertikalen Segregation lässt sich auch die geschlechtsspezifische horizontale Segregation der deutschen Soziologie in vielen Bereichen zeigen, so in der Zusammensetzung der einzelnen Sektionen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, in Publikationslisten und in der Zusammensetzung des wissenschaftlichen Personals nach Fachgebieten.²³ In unserem Zusammenhang ist nun besonders interessant, in welchen Forschungsfeldern Männer und Frauen ihre Anträge gestellt haben.²⁴ Diese Information gibt Tabelle 4 für die 17 in Gruppen zusammengefassten Forschungsfelder der Soziologie und empirischen Sozialforschung.

Die Anträge ballen sich besonders in vier Bereichen: Arbeit und Industrie, Politik und Sozialpolitik, Frauen- und Geschlechterforschung und Organisations- und Wirtschaftssoziologie. Aus diesen vier Forschungsfeldern stammen die Hälfte aller Anträge. Weiterhin besteht eine hohe Ballung von Männern in einigen Bereichen und von Frauen in einem anderen Bereich. Insbesondere ist die Frauen- und Geschlechterforschung zu nennen, auf die fast die Hälfte aller von Frauen eingereichten Anträge entfällt. Drückt man die geschlechtsspezifische Verteilung der Anträge auf Forschungsfelder in Form eines Segregationsindex aus, müssten rund 45 % der Frauen und Männer die Forschungsfelder wechseln, um in allen Gebieten einen Frauenanteil zu erreichen, der so hoch ist wie der Anteil an Frauen an den Antragstellern insgesamt.

Ließen sich die Informationen über die Forschungsgebiete mit den oben verwendeten personenbezogenen

²³ Für die DGS befindet sich eine genaue Zusammenstellung derzeit in Bearbeitung. Für die American Sociological Association wird ebenfalls eine starke Konzentration von Wissenschaftlerinnen berichtet (American Sociological Association 2001).

²⁴ Wir erhielten die anonymisierten Angaben zu den Forschungsthemen, die nach der Klassifikation des IZ Sozialwissenschaften Felder der Soziologie und Sozialwissenschaft zugeordnet wurden. Die Codierung wurde von Christine Puschmann vorgenommen, der wir sehr danken. Dieser zweite Datensatz enthält zwei weitere Anträge (N=763). Es wurden pro Antrag ein oder zwei Forschungsfelder vercodet. Bei Anträgen, die nach dem Titel zu urteilen neben der Frauen- und Geschlechterforschung weiteren Forschungsfeldern zuzuordnen sind, wurde die Frauen- und Geschlechterforschung als das ‚erste‘ Gebiet gesetzt und entsprechend in Tabelle 4 wiedergegeben.

Tabelle 4 Forschungsfelder der Anträge nach Geschlecht (1993–1999)

	Prozent insgesamt	Anzahl Anträge Männer	Anzahl Anträge Frauen	Prozent für Männer	Prozent für Frauen
Arbeit/Industrie	18,0 %	123	14	19,0 %	12,2 %
Politik/Sozialpolitik	11,8 %	85	5	13,1 %	4,3 %
Frauen/Geschlechterforschung	10,1 %	25	53	3,9 %	46,1 %
Organisation/Wirtschaft	9,6 %	67	6	10,3 %	5,2 %
Allgemeine Soziologie	7,5 %	50	7	7,7 %	6,1 %
Familie/Jugend/Alter	7,3 %	48	8	7,4 %	7,0 %
Sprache/Kultur/Wissen	6,9 %	46	7	7,1 %	6,1 %
Makro/Transformation	6,7 %	49	2	7,6 %	1,7 %
Geschichte der Soziologie	4,5 %	34	0	5,2 %	0,0 %
Regional/Stadt	3,4 %	24	2	3,7 %	1,7 %
Sozialpsychologie	2,6 %	14	6	2,2 %	5,2 %
Wissenschaft	2,4 %	16	2	2,5 %	1,7 %
Methoden	2,4 %	17	1	2,6 %	0,9 %
Recht/Medizin	2,0 %	14	1	2,2 %	0,9 %
Bildung	2,0 %	14	1	2,2 %	0,9 %
Ökologie/Verkehr	1,4 %	11	0	1,7 %	0,0 %
Bevölkerung/Migration	1,4 %	11	0	1,7 %	0,0 %
	100,0 %	648	115	100,0 %	100,0 %

nen Daten zusammenspielen, könnten die Auswirkungen von Segregation und Konzentration auf die Wahrscheinlichkeit von Bewilligungen untersucht werden. Dies ist uns jedoch nicht möglich, da uns die DFG aus Gründen der Anonymisierung zwei getrennte, nicht zu verknüpfende Datensätze überlassen hat. Annäherungsweise kann man sich in zwei Richtungen vortasten: Zunächst lassen sich die Förderquoten nach Forschungsgebiet bestimmen, womit auch ein Vergleich der Förderquoten in der Geschlechtersoziologie mit allen anderen Bereichen ermöglicht wird. Zweitens kann man die logistischen Regressionen um eine Variable erweitern, die auf das Ausnahmejahr 1998 hin kontrolliert.

Zunächst zu den Förderquoten nach Forschungsgebieten: In Abbildung 3 sind die sechs häufigsten Forschungsgebiete dargestellt und die Förderquoten für diese Gebiete berechnet (hellgraue Balken). Die Quoten schwanken zwischen 65 % im Bereich Arbeit und Industrie und 46 % in der Frauen- und Geschlechterforschung. Dieser Forschungsbereich hat also die vergleichsweise niedrigste und eine um fast 20 Prozentpunkte niedrigere Förderquote als der Bereich Arbeit und Industrie. Wird nun der Frauenanteil in diesen sechs Forschungsgebieten abgetragen (jeweils der rechte, dunkle Balken), zeigt sich, dass der Frauenanteil gerade in dem Bereich am

größten ist, in dem die Förderquote am niedrigsten ist. Nach dem Entwertungsansatz (*devaluation*) würde man argumentieren, dass die Förderwahrscheinlichkeit in diesen Bereich so niedrig ist, weil Frauen dort besonders aktiv sind.

Alternativ und unterstützend können wir die Förderung in der Frauen- und Geschlechterforschung (84 Anträge) im Vergleich zu den anderen sechzehn Bereichen (679 Anträge) darstellen. Die Förderquote der Männer in der Frauen- und Geschlechterforschung liegt bei 57 %, die der Frauen bei 43 % (vgl. Tab. 5 oben). Die Förderquote von Männern liegt im Durchschnitt aller anderen Forschungsfelder bei 61 %, die der Frauen bei 54 %. Während also bei Männern die Prozentsatzdifferenz zwischen den Bereichen gering ist und lediglich vier Prozentpunkte beträgt, liegt sie bei Frauen bei elf Prozentpunkten.²⁵ Die niedrigere Bewilligungschance von Frauen zeigt sich somit in allen Bereichen; in der Geschlechtersoziologie ist der Abstand zwischen Frauen und Männern mit 14 Prozentpunkten aber besonders und doppelt so hoch wie in den anderen

²⁵ Dies sind Prozentsätze, die nicht auf Alter, Status und Region kontrolliert sind. Zu beachten ist, dass es sich insgesamt um eine relativ geringe Anzahl von Anträgen aus der Frauen- und Geschlechterforschung handelt.

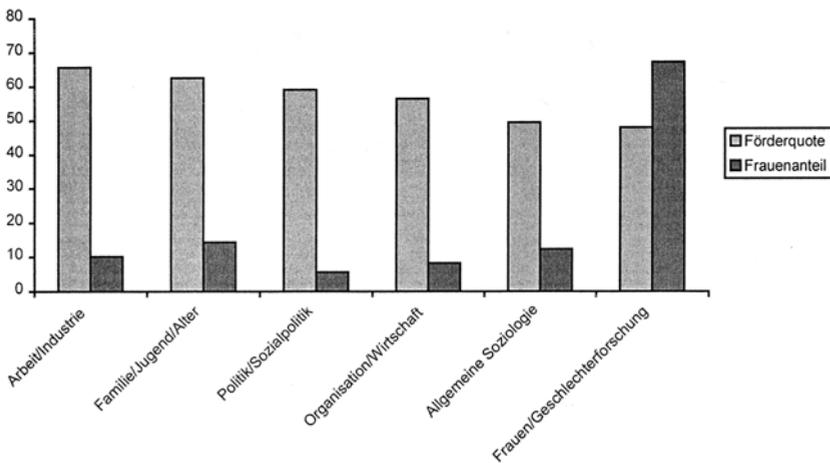


Abb. 3 Förderquoten der sechs häufigsten Forschungsgebiete (1993–1999)

Bereichen. Bislang zeigen die Auswertungen also einen direkten Bereichseffekt (zu Ungunsten der Geschlechtersoziologie), einen direkten Geschlechtereffekt (zu Ungunsten von Frauen) und einen Interaktionseffekt (zu Ungunsten von Frauen in der Geschlechterforschung).

Inwieweit stehen diese Ergebnisse nun in einem Zusammenhang mit der Einrichtung des ‚Geschlechter‘ Schwerpunktes 1998? Um dies zu prüfen, wiederholen wir die Analysen, diesmal aber unter Ausschluss der im Schwerpunktprogramm beantragten Projekte.²⁶ Zunächst zeigt sich, dass der direkte Bereichseffekt verschwindet: Die Frauen- und Geschlechterforschung hat mit 60 % nun die gleiche Bewilligungsquote wie der Durchschnitt aller anderen Bereiche (vgl. Tab. 5 unten). Der direkte Geschlechtereffekt bleibt dagegen bestehen. Der Interaktionseffekt wird nun (noch) deutlicher: Der Vergleich zum Durchschnitt aller anderen Gebiete zeigt bei Männern, die im Bereich der Geschlechterforschung einen Antrag stellen, eine überdurchschnittliche Förderquote (61 % zu 74 %), während bei Frauen noch immer eine etwas unterdurchschnittliche Förderung zu erkennen ist (54 % zu 50 %). Diese Teiluntersuchung deutet somit darauf hin, dass der Geschlechterschwerpunkt durchaus zu einem gewissen Ausgleich in den Bewilligungschancen von Männern und Frauen im Teilbereich der Geschlechterforschung geführt hat.

Eine weitere Möglichkeit, den Zusammenhang zwischen Konzentration in bestimmten Forschungsfeldern und Bewilligungsquoten – und damit auch die

Folgen des Geschlechterschwerpunktes – annäherungsweise zu untersuchen, ergibt sich durch eine gesonderte Betrachtung des Jahres 1998. Die Antragsaktivitäten von Frauen waren in diesem Jahr besonders hoch, von den 34 Anträgen in diesem Datensatz, die dem Schwerpunktprogramm ‚Professionalisierung, Organisation und Geschlecht‘ 1998 zuzurechnen waren, kamen 25 von Frauen. Mit anderen Worten: Die in das logistische Modell nun aufgenommene Dummy Variable ‚Schwerpunkt 1998‘ gibt einen Hinweis darauf, ob der Zusammenhang zwischen Geschlecht und Bewilligung etwas mit diesem Schwerpunkt und damit auch mit der Konzentration von Frauen auf das Schwerpunktthema zu tun hat.

Die Koeffizienten in den Modellen 3a und 3b in Tabelle 6 zeigen, dass bei Kontrolle von Schwerpunkt-Anträgen die geschlechtsspezifischen Unterschiede in den *odds ratios* mit 0,77 oder 0,75 kleiner ausfallen als in Modell 2 (Tab. 3). Die 11 bis 12 Prozentpunkte, um die sich die Förderungschancen von Frauen und Männern ohne Berücksichtigung des Schwerpunktes unterscheiden, gehen auf eine Differenz von 6 bis 9 Prozentpunkten zurück. Bei Anträgen im Schwerpunktverfahren 1998 liegen die Förderungschancen um etwa 20 Prozentpunkte niedriger als bei allen anderen Anträgen. Betrachtet man analog etwa zu Untersuchungen über geschlechtsspezifische Entlohnungsunterschiede die Verringerung der Geschlechterdifferenz, so ergeben sich folgende Aussagen: Hätten Antragstellerinnen die gleichen persönlichen und regionalen Ressourcen wie die Antragsteller, so würde sich – wie wir aus Tabelle 3 ablesen können – die geschlechtsspezifische Differenz im *odds ratio* um 8 % $[(0,65-0,62)/(1-0,62)]$ vermindern. Berücksichtigt man die An-

²⁶ Auf Grundlage der Projekttitel konnten 37 Anträge dem Schwerpunktprogramm zugeordnet werden (28 von Frauen, 9 von Männern beantragt).

Tabelle 5 Bewilligungsquoten für Frauen- und Geschlechterforschung nach Geschlecht

	Frauen- und Geschlechterforschung	andere Gebiete	insgesamt
Frauen	43 %	54 %	49 %
Männer	57 %	61 %	60 %
insgesamt	48 %	60 %	N = 763
– ohne Schwerpunkt 1998			
Frauen	50 %	54 %	53 %
Männer	74 %	61 %	61 %
Insgesamt	60 %	60 %	N = 726

Tabelle 6 Wahrscheinlichkeit einer Bewilligung und Schwerpunkt 1998 (logistische Regression)

	Modell 3a		Modell 3b		Modell 4a		Modell 4b	
	exp (β) Anträge	discrete change	exp (β) Stellen	discrete change	exp (β) Anträge	discrete change	exp (β) Stellen	discrete change
Geschlecht (1 = Frau)	0,770	–0,064	0,747	–0,072	0,707	–0,085	0,680	–0,095
Status (1 = Professor)	1,971	0,168	1,802	0,146	1,969	0,167	1,801	0,146
Inst. Herkunft (1 = Zentrum)	1,774	0,139	0,999	–0,001	1,762	0,137	1,010	0,002
Alter	0,951	–0,012	0,935	–0,016	0,954	–0,012	0,938	–0,015
Alter (quadriert)	1,000	0,000	1,001	0,000	1,000	0,000	1,001	0,000
Schwerpunkt 1998	0,449	–0,194	0,444	–0,200	0,188	–0,382	0,173	–0,425
Interaktion: Schwerpunkt/Geschlecht					3,410	0,246	3,810	0,324
Chi square	32,19		17,98		34,08		20,26	
Df	6		6		7		7	
N	752		752		752		752	

Der in der Spalten *discrete change* angegebene Wert gibt die Veränderung der Förderungswahrscheinlichkeit an, wenn die sich Dummy Variablen von 0 auf 1 ändern. Sonstige Variablen sind bei dieser Berechnung mit ihrem Mittelwert berücksichtigt. Für die Altersvariablen sind die Marginaleffekte tabelliert.²⁷

tragstellung im Rahmen des Schwerpunktprogramms 1998, so verringert sich die Geschlechterdifferenz um 39 % $[(0,77-0,62)/(1-0,62)]$. Auch diese Berechnungen legen damit nahe, dass die Forschungsinhalte systematisch mit den Bewilligungschancen zusammenhängen. Allerdings erklären sie bei weitem nicht alles: Auch nach Kontrolle des Schwerpunkts verbleibt ein Unterschied in den geschlechtsspezifischen Bewilligungschancen von 6,4 Prozentpunkten (Modell 3a) bzw. 7,2 Prozentpunkten (Modell 3b).

Prüft man des weiteren die Interaktion von Schwerpunkt und Geschlecht, so zeigt sich trotz der niedrigen Fallzahl auch hier dessen ‚nivellierender‘

Einfluss. Bei Kontrolle von Status, Alter und institutioneller Herkunft belaufen sich die prognostizierten Bewilligungschancen (Modell 4a) außerhalb des Schwerpunkts bei Männern auf 61 %, bei Frauen auf 52 %.²⁸ Im Schwerpunkt sind die Chancen insgesamt geringer, das Geschlechterverhältnis ist

²⁷ In allen Modellen wäre der Effekt für die Geschlechtsvariable – beim Gedankenexperiment einer Zufallsstichprobe – im Gegensatz zu Tabelle 3 nicht mehr auf dem 5 %-Niveau signifikant. Der Schätzwert der Variable, welche die Zugehörigkeit zum Schwerpunkt 1998 erfasst, hätte in allen Modellen einen für das 5 %-Niveau hinreichend kleinen Standardfehler.

²⁸ Diese Werte sind die Vorhersagewahrscheinlichkeiten,

jedoch umgekehrt: die prognostizierte Bewilligungsquote liegt für Frauen bei 41 %, für Männer bei 23 %. Frauen hatten im Schwerpunktprogramm 1998 also bessere Chancen als Männer.

Wir halten fest: Die Konzentration von Frauen in wenigen Teilgebieten der Soziologie steht in einem Zusammenhang mit den schlechteren Bewilligungschancen ihrer Anträge. Die Konzentration erhöht die Konkurrenz um Fördermittel in bestimmten Segmenten. Allerdings kann auch diese Konzentration die geschlechtsspezifischen Bewilligungschancen nur teilweise erklären. Der gezielte Blick auf den 1998 eingerichteten Schwerpunkt zeigt nun, dass dessen erste Phase zu der im Vergleich zu anderen Teilgebieten insgesamt niedrigeren Bewilligungschance der Geschlechtersoziologie beigetragen hat. Dies ist ein paradoxer Befund. Die Unterschiede in den geschlechtsspezifischen Bewilligungschancen kann der Schwerpunkt allerdings teilweise schließen, da hier Frauen eine höhere Förderung als Männer erfahren haben. Eine größere Gleichheit in den geschlechtsspezifischen Bewilligungschancen trifft somit auf eine größere Ungleichheit zwischen Teildisziplinen, welche insbesondere zu Lasten der Geschlechtersoziologie geht, in der Frauen die meisten Anträge stellen.

3. Zusammenfassende Diskussion

Ziehen wir Bilanz. In der Soziologie und der empirischen Sozialforschung unterscheidet sich das Antragsverhalten von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern nicht. Bei der Antragsbewilligung stellen wir dagegen geschlechtsspezifische Unterschiede fest: Anträge von Frauen werden seltener gefördert als Anträge, die von Männern gestellt werden. Warum ist das der Fall?

Erstens. Die Ungleichheit in den Bewilligungschancen geht zu einem kleinen Teil auf individuelle, strukturelle und kontextuelle Unterschiede zwischen Männern und Frauen zurück. Individuell, insofern Frauen im Durchschnitt jünger als Männer sind; strukturell, insofern sie etwas seltener aus einer Professur heraus Anträge stellen; kontextuell, insofern sie sich etwas seltener in einer institutionellen Umgebung befinden, in welcher das Schreiben von Anträgen Regel und Norm ist. Alter, beruflicher Status und institutionelle Herkunft werden von Gutachterinnen und Gutachtern der DFG behauptet: sei es, weil die Anträge von älteren Professo-

ren aus Antragshochburgen der Soziologie besser sind als jene von jungen promovierten Frauen aus institutionellen Zusammenhängen, die wenig drittmittellorientiert sind, sei es aufgrund von Nähe und Ähnlichkeit zwischen Gutachtenden und erfolgreich Begutachteten. Die Gutachter der DFG haben ausnahmslos Professuren und kommen meist selbst aus den Kernorten der Soziologie; persönliche Bekanntschaft und geteilte Mitgliedschaft in Netzwerken mit einher gehenden *strong* und *weak ties* geben über die Antragstellenden Informationen, die weit über die Anträge hinausgehen und vielleicht auch zu Vorschusslorbeeren führen.

Ein Abwägen zwischen dem Wirken von *achievement* und *ascription* steht uns nicht an. Auf einige Punkte wollen wir aber hinweisen: In Zukunft werden gerade die ‚jungen Unbekannten‘ auf den Drittmittelmarkt verwiesen sein, sie konkurrieren nicht wie bei den mittlerweile von der DFG abgeschafften Habilitationsstipendien mit ihresgleichen, sondern mit den ‚erfahrenen Bekannten‘. Die DFG mag ihre Gründe haben, die Begutachtung nicht auch für die Gutachtenden anonym zu gestalten, also keinen Schleier des Unwissens über die Person des zu Begutachtenden zu legen.²⁹ Es könnte und sollte aber darüber nachgedacht werden, inwieweit Rückmeldungen über die Gründe der Ablehnung nicht ausführlicher und präziser als bisher mitgeteilt werden können. Nur so ist Lernen möglich. Die Profession sollte ihrerseits ‚den Jungen‘ die Möglichkeit geben, das Antrag-Stellen zu lernen und entsprechende Kurse oder Mentorenprogramme anbieten.³⁰ Hiermit könnte der starke Institutioneneffekt geschwächt werden. Die deutlichen ‚Senioritätsrenten‘ (Sørensen 2000) werfen auch die Frage auf, inwieweit Evaluationssysteme wie jenes der DFG innovative Ideen gerade jüngerer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in ihrer Umsetzung unterstützen. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie könnte hier darauf achten, dass die Vorschläge für Fachgutachterinnen und Fachgutachter ein breites Spektrum von inhaltlichen und methodischen Ansätzen ebenso umfasst wie Heterogenität

²⁹ Hier könnte man ja durchaus an einen Testlauf denken, in welchem eine Gruppe von Anträgen auch für die Gutachtenden anonymisiert wird und bei dem mit einer zweiten Gruppe von Anträgen wie bisher verfahren wird. Der Vergleich beider Gruppen nach den oben genannten Merkmalen würde Aufschlüsse über die im Text genannten Interpretationsmuster geben.

³⁰ Bislang erfüllen vor allem die Sonderforschungsbereiche eine solche Schulungsfunktion. Sie sind allerdings zu ungleich über die Profession und die Standorte verteilt, um diese Funktion flächendeckend erfüllen zu können.

nach Alter und Geschlecht. Auf die Art könnten Netzwerke inhaltlich wie personell breiter werden.³¹ Letztlich ist die Beteiligung aller Akteure im Wissenschaftssystem notwendig, um mehr Frauen auf Professorenstellen zu berufen. Wie die vorliegende Untersuchung deutlich zeigt, geht es dabei um mehr als die Professur als solche. Es geht viel breiter um Zugangschancen zu Ressourcen, die in der heutigen Wissenschaftslandschaft immer wichtiger werden. Der gerade für Frauen oft fatal wirkende Matthäuseffekt lässt sich brechen, wenn mehr Frauen Professuren und die damit einhergehenden mittel- und langfristigen Gratifikationen zugesprochen bekommen.

Zweitens. Der Abstand in den Bewilligungschancen von Männern und Frauen wird zu einem weiteren und größeren Teil durch die geschlechtsspezifische Konzentration auf Forschungsinhalte erklärt: Die Hälfte aller von Frauen gestellten Anträge kann der Frauen- und Geschlechterforschung zugeordnet werden. Auch hierzu einige Anmerkungen: Segregation ist nicht gleichzusetzen mit dem Wunsch von Frauen, in dem Teilgebiet der Geschlechterforschung zu arbeiten, oder dem Wunsch von Männern, nicht auf diesem Gebiet zu forschen. Die Segregation ist nicht ausschließlich durch geschlechtsspezifisches Interesse oder die frühe geschlechtsspezifische Sozialisation im Fach bedingt. Aufschlussreich ist hier, wann die Segregationsprozesse im Fach Soziologie einsetzen. Aus einer empirischen Erhebung über die soziologischen Vertiefungsgebiete an der Universität München wissen wir, dass es zwar Unterschiede in der geschlechtsspezifischen Verteilung auf die Spezialsoziologien gibt; diese Unterschiede fallen jedoch längst nicht so hoch aus, wie die Verteilung von Drittmittelanträgen auf Teilgebiete der Soziologie nahe legt. Die Segregation auf Spezialgebiete findet also vornehmlich in späteren Qualifikations- und Karrierephasen statt, etwa indem Männern kaum die Möglichkeit gegeben wird, auf Professuren in den *gender studies* berufen zu werden, während Frauen, selbst wenn sie primär in ganz anderen Teildisziplinen zu Hause sind, hier die größten Möglichkeiten gegeben werden. Dabei bleibt es nicht bei der Konzentration von Männern und Frauen auf je unterschiedliche Felder, es entstehen geschlechtsspezifische Ungleichheiten. Die Frauen- und Geschlech-

terforschung hat in unserem Beobachtungszeitraum von allen Teilgebieten der Soziologie die niedrigsten Bewilligungsquoten, und es kann gezeigt werden, dass insbesondere Frauen, die auf diesem Gebiet ihre Anträge einreichen, sehr niedrige Bewilligungsquoten in Kauf nehmen müssen. Während der *malus* in den Bewilligungschancen für die Geschlechterforschung dann entfällt, wenn der Schwerpunkt nicht berücksichtigt wird (die Geschlechterforschung hat dann mit 60 % die gleiche Bewilligungsquote wie der Durchschnitt aller anderen Teilgebiete), bleibt ein kleiner *malus* für Frauen, die in der Geschlechterforschung aktiv werden, bestehen. Damit kann die Entwertungsthese (*devaluation*) nicht gestützt werden. Dies gilt insbesondere für Männer, die in der Geschlechterforschung tätig sind. Sie haben mit 74 % eine höhere Bewilligungsquote als im Durchschnitt der anderen Teilgebiete mit 61 %. Die These des *crowding* wird dagegen gestützt, insofern Frauen hauptsächlich mit Frauen konkurrieren, sich gegenseitig aus dem Feld werfen und die wenigen Männer die lachenden Dritten sind. Diese Befunde sind umso ernster zu nehmen, da die Geschlechterforschung ein Querschnittsthema darstellt, welches alle anderen Teilgebiete der Soziologie informiert und durchzieht. Gerade aufgrund dieses Umstands wurde ja das Schwerpunktprogramm ‚Professionalisierung, Organisation und Geschlecht‘ überhaupt eingerichtet.

Drittens. Die Einrichtung des Schwerpunktprogramms hat für die untersuchte Thematik einen hohen Stellenwert. Neben seiner hohen inhaltlichen Bedeutung für die Soziologie sorgt er zunächst für die belegte Gleichheit in den Antragsaktivitäten von Männern und Frauen, da er zu einer Erhöhung der von Frauen eingereichten Anträge geführt hat. Dies spricht für die Antragstellerinnen und die einrichtende Institution (Rudolph 1998). In dem von uns untersuchten Zeitraum führt er aber auch zu wesentlich geringeren Bewilligungsquoten in der Frauen- und Geschlechterforschung. Dies ist eine programmierte, wenngleich unintendierte und sicherlich vermeidbare Nebenfolge. Mit den gleichen Forschungsinhalten hätte man, hypothetisch betrachtet, *ohne* den Schwerpunkt *bessere* Förderchancen gehabt. Gleichmaßen kommt es aber auch zu einer programmierten Gleichheit, insofern der Unterschied in den Bewilligungschancen zwischen Frauen und Männern durch den Schwerpunkt verringert wurde. Die Prozentsatzdifferenz in der Frauen- und Geschlechterforschung liegt ohne den Schwerpunkt bei 24 Punkten, mit dem Schwerpunkt bei 14 Punkten. Letztlich haben Frauen in dem Schwerpunkt selbst eine deutlich höhere Be-

³¹ Derzeit plant die DFG, die Fachgutachter nicht mehr von den Fachgesellschaften vorschlagen zu lassen. Damit würde der Einfluss der Fachgesellschaften maßgeblich zurückgehen. Da der Wahlmodus noch nicht feststeht, ist es allerdings zu früh, um mögliche Auswirkungen zu diskutieren (so auch Helga Hoppe (DFG) in einem Telefongespräch am 28.5.2002).

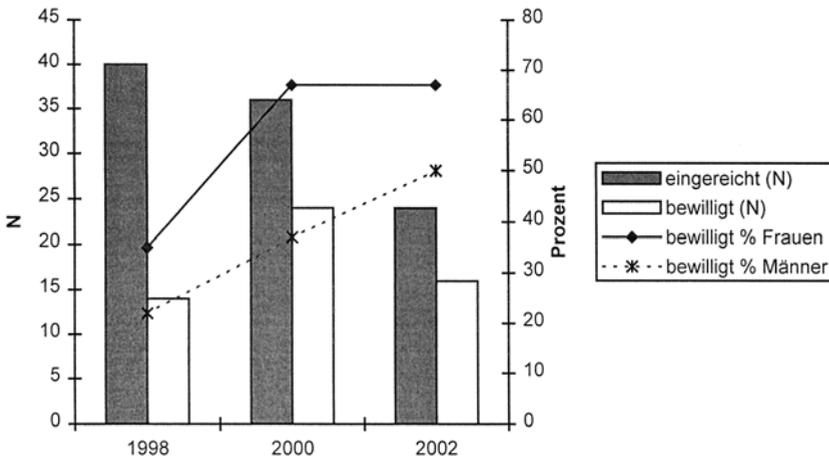


Abb. 4 DFG Schwerpunktprogramm ‚Professionalisierung, Organisation, Geschlecht‘ in der ersten, zweiten und dritten Phase – Anzahl eingereicherter und bewilligter Anträge und geschlechtsspezifische Bewilligungsquoten

willigungsquote als Männer. Dies zeigen eindrücklich gesonderte Auswertungen auf Grundlage von Daten, die weit über unseren Beobachtungszeitraum hinausreichen und das gesamte Schwerpunktprogramm in seinen drei Antragsphasen umfassen (siehe Abb. 4). In der ersten Bewilligungsphase (1998) betrug die Bewilligungsquote von Frauen 39 % und war damit um 17 Prozentpunkte höher als die von Männern, in der zweiten Bewilligungsphase (2000) betrug sie 75 % und war damit um 37 Prozentpunkte höher, in der dritten und letzten Phase (2002) betrug sie 67 % und war um 17 Prozentpunkte höher als jene von Männern. Die oben belegten Folgen der ersten Antragsphase des Schwerpunkts erweisen sich somit als Ausreißer, der durch die niedrige finanzielle Ausstattung bei gleichzeitig hoher Antragsaktivität zu erklären ist. Die DFG hat die zur Verfügung stehenden Mittel für das Programm von der ersten (DM 3,4 Millionen) zur zweiten und dritten Runde (je DM 5,8 Millionen) aufgestockt, die Zahl der Anträge ging zurück und eine deutliche Verbesserung der Förderchancen wurde erreicht. Könnten wir die Analysen mit der erweiterten Datenreihe durchführen, so wäre eine verbesserte Bewilligungschance bei Schwerpunktteilnahme zu erwarten. Dabei erweisen sich Befürchtungen als gegenstandslos, nach welchen ausreichende Finanzierungsgrundlagen leistungsbezogene Evaluierungen unterwandern. In der dritten Phase standen mehr Gelder zur Verfügung, als von der Gutachtergruppe bewilligt wurden.

Abschließend ist festzuhalten, dass es trotz Berücksichtigung aller uns vorliegenden Informationen nicht gelungen ist, die niedrigere Bewilligungsquote von Frauen in der Soziologie und der empirischen Sozialforschung restlos aufzuklären. Frauen haben

schlechtere Förderchancen und es sollte möglichen Einflussfaktoren weiter nachgegangen werden: Merkmalen der Antragsteller, der Anträge und der Gutachter. So wären Messungen der Produktivität der Antragstellerinnen und Antragsteller, wie sie beispielhaft von Wenneras/Wold (1997) berücksichtigt wurden, gewinnbringend, gleiches gilt für eine genauere Erfassung der Antragsverfahren. Der DFG liegen Angaben und Unterlagen vor, mit denen beide Einflussgrößen leicht zu überprüfen wären. Die Qualität von Anträgen wäre aufwändiger zu messen, da eine Einsicht in Anträge selbst unvermeidbar wäre. Leicht zu überprüfen wäre dagegen, ob neben dem bereichsspezifischen Zuschnitt der Anträge deren methodische Ausrichtung die Bewilligungschancen berührt. Das Verhältnis von Personalmitteln zu Sachmitteln könnte eine leicht zugängliche Proxy-Variable für die im Antrag vorgeschlagene Methodologie darstellen.³²

Der Einfluss von Merkmalen der Gutachter lässt sich dagegen mit den vorhandenen Daten nicht untersuchen. Damit ist es uns nicht möglich, US-amerikanische Forschungen aufzunehmen, die etwa am Beispiel der National Science Foundation (NSF) für die Wirtschaftswissenschaften gezeigt haben, dass die Bewilligungsquoten auch mit dem Geschlecht der Gutachter zusammenhängen. Gutachterinnen beurteilen die Anträge von Antragstellerinnen schlechter als die von Männern gestellten Anträge (Broder 1993). Ivy Broder, selbst Programmdirektor für Ökonomie der NSF schreibt: „Even when author quality is controlled by comparing ratings

³² Wir danken Rolf Ziegler für diesen Hinweis. Zum Zusammenhang von Forschungsmethoden und Geschlecht: Abel (1993).

on the *same* paper, female reviewers rate female-authored papers lower than do their male colleagues. This result still holds when controls for institutional affiliation and experience of reviewer are also included.“ (ebenda: 964). Dieser Spur können wir leider nicht nachgehen.³³ Wichtig ist uns hier aber der Verweis auf das Schwerpunktprogramm, in welchem Frauen höhere Bewilligungschancen als Männer hatten, *obgleich* Frauen in der Begutachtungsgruppe waren (fünf Frauen und zwei Männer). Somit wäre zu untersuchen, inwieweit der von Broder gefundene ‚Gutachterinnen-Effekt‘ ein Merkmal der geschlechtsspezifischen *Gruppenzusammensetzung* und *nicht* einen reinen Geschlechtseffekt darstellt. In der soziologischen und sozialpsychologischen Theorie und Empirie zu Gruppenprozessen wird immer wieder auf die Folgen des *token Status* hingewiesen (Überblick bei Allmendinger/Podsiadlowski 2001). In Begutachtungsgruppen dürfte dieser Status noch verschärft werden durch den Umstand, dass absolut gesehen auch besonders wenige Anträge von Frauen zu bearbeiten sind. Diese gedoppelte Mitgliedschaft in Minoritäten führt – so schon Rosabeth Moss Kanter – zu besonderer Sichtbarkeit von Frauen. In Situationen wie dem Schwerpunktprogramm, in welchem *weder* die Anträge von Frauen *noch* die Zahl von Frauen in der Gutachtergruppen in der Minderzahl sind, entfallen strukturelle Zwänge. Auch aus diesen Überlegungen folgt, dass der Anteil von Frauen in der Gutachtergruppe allgemein zu erhöhen ist (so auch die Folgerungen von Broder 1993 und Wenneras/Wold 1997).³⁴ Inwie-

³³ Das Geschlecht der Gutachterinnen und Gutachter wird erst seit dem Jahr 2000 in den Datenbanken der DFG vermerkt, so dass uns eine diesbezügliche empirische Untersuchung nicht möglich war.

³⁴ Die DFG sieht hier Handlungsbedarf. So heißt es in ihrer Stellungnahme im Handbuch zu Gleichstellungspolitik in den Forschungseinrichtungen (Center of Excellence Women and Science 2001: 16): Der Frauenanteil im Senat, „dem wissenschaftspolitischen Gremium, liegt bei 13 % (5 von 39). Im Hauptausschuss, dem zentralen Entscheidungsgremium, liegt er bei den wissenschaftlichen Mitgliedern bei 17 % (3 von 18).“ Dabei sieht sich die DFG aufgrund der niedrigen Frauenanteile unter den Professuren in ihren aktiven Gestaltungsmöglichkeiten eingeschränkt: „Bei den Vorschlägen zur Gremienbesetzung sieht sich die DFG der Schwierigkeit gegenüber, dass erfolgreiche Wissenschaftlerinnen alleine wegen ihrer vergleichsweise geringen Zahl durch vielfältige wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Zusammenhänge gefordert werden und sich teilweise kaum zu bewältigenden Arbeitsbelastungen gegenübersehen. (...) Ihr besonderes Augenmerk richtet die DFG auch auf die Erhöhung des Frauenanteils an den gewählten Gutachtern, der derzeit lediglich 7,7 % (50 von 650) beträgt“ (ebenda: 16).

weit die Zusammensetzung einen Einfluss auf die Bewilligungsquoten hat, könnte auch im Vergleich der wissenschaftlichen Disziplinen untersucht werden. Die vorliegende Studie bleibt auf die Soziologie und die empirische Sozialforschung beschränkt und disziplinübergreifende Vergleiche werden erst zu einem späteren Zeitpunkt möglich sein.

Die Essenz unserer kleinen Studie besteht in drei Feststellungen: Wir brauchen die Selbstbeobachtung der Profession und ihrer Institutionen. Nur auf dieser Grundlage lassen sich überhaupt Korrektive setzen. Wir brauchen die Geschlechterforschung und zwar als Querschnittsaufgabe in allen Teilgebieten. Nur dann können Segregationseffekte vermieden werden, wie sie sich in unserer eigenen Profession immer wieder belegen lassen. Wir brauchen eine ausgeglichene Zusammensetzung unserer Entscheidungsgremien, und das gilt nicht nur, aber insbesondere für das Geschlecht. Zusammengekommen bedeutet dies nichts anderes, als *checks* und *balances* aufzubauen, um ihrem Wirken dann vertrauen zu können.

Literatur

- Abel, G., 1993: Zur Bedeutung des Female-Stream für die Methodendiskussion in den Sozialwissenschaften. *Soziologie* 1/1993: 6–17.
- Achatz, J. / Hinz, T., 2001: Wandel einer Wissenschaftsorganisation und die Integration von Frauen. *Zeitschrift für Soziologie* 30: 332–340.
- Allmendinger, J., 2001: Soziologie, Profession und Organisation. S. 21–51 in dies. (Hrsg.), *Gute Gesellschaft? Verhandlungen des 30. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*. Opladen: Leske und Budrich.
- Allmendinger, J. / Fuchs, S. / von Stebut, J., 2000: Should I stay or should I go? S. 33–48 in J. Page / R. J. Leemann (Hrsg.), *Karriere von Akademikerinnen. Bedeutung des Mentoring als Instrument der Nachwuchsförderung*. Bern: Bundesamt für Bildung und Wissenschaft.
- Allmendinger, J. / Fuchs, S. / von Stebut, J., 2001: Frauen und die Wissenschaft. *DUZ (Deutsche Universitätszeitung vom 24.7.2001)*: 26–27.
- American Sociological Association 2001: What is the Effect of Feminization on Disciplinary Subfields? *Footnotes* (December) 29: 4–5 (auch: <http://www.asanet.org/footnotes/>).
- Alpert, J. / Kaufman, J. / Gottsegen, G. B., 1981: Prejudice and Discrimination within the School Psychology Profession: Survey Results from the Committee on Prejudice and Discrimination. *Journal of School Psychology* 19: 21–30.
- Bakanic, V. / McPhail, C. / Simon, R. J., 1987: The Manuscript Review and Decision-Making Process. *American Sociological Review* 52: 631–642.
- Bazeley, P., 1998: Peer Review and Panel Decisions in the

- Assessment of Australian Research Council Project Grant Applicants: What Counts in a Highly Competitive Context? *Higher Education* 35: 435–452.
- Broder, I., 1993: Review of NSF Economics Proposals: Gender and Institutional Patterns. *American Economic Review* 83: 964–970.
- Center of Excellence Women and Science 2001: Handbuch zur Chancengleichheitspolitik in den Forschungseinrichtungen. Bonn (cews.publik.no2).
- Cole, S., 1979: Age and Scientific Performance. *American Journal of Sociology* 84: 958–977.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft 2000: Jahresbericht 2000. Bonn.
- Dölling, I. / Gildemeister, R. / Kraus, B. / Rudolph, H. / Weterer, A., 1997: Professionalisierung, Organisation, Geschlecht. Zur Reproduktion und Veränderung von Geschlechterverhältnissen in Prozessen sozialen Wandels. Berlin, Dortmund, Tübingen, Bochum. Antrag an die DFG zur Errichtung eines Forschungsschwerpunktes.
- England, P., 1992: From Status Attainment to Segregation and Devaluation. *Contemporary Sociology* 21: 643–647.
- Engler, S., 2001: In Einsamkeit und Freiheit? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK.
- Friedeburg, L. von 1990: Selbststeuerung in der Forschungsförderung. Das Gutachterwesen der DFG. *Soziologische Revue* 13: 141–146.
- Gerhards, J., 2002: Reputation in der deutschen Soziologie. *Soziologie* 2/2002: 19–33.
- Hartmann, I. / Neidhardt, F., 1990: Peer Review at the Deutsche Forschungsgemeinschaft. *Scientometrics* 19: 419–425.
- Kraus, B., 2000a: Wissenschaftskultur und weibliche Karrieren. In: *Wechselwirkungen* 105/106. 28–35.
- Kraus, B. (Hrsg.), 2000b: Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt a.M.: Campus.
- Kraus, B. / Krumpeter, T., 1997: Berufliche Werdegänge von Wissenschaftlerinnen in Max-Planck-Instituten. *Wissenschaftskultur und weibliche Karrieren*. MPG-Spiegel (3/1997): 31–35.
- Leibenluft, E. / Dial, T. H. / Haviland, M.G. / Pincus, H. A., 1993: Sex-Differences in Rank Attainment and Research Activities among Academic Psychiatrists. *Archives of General Psychiatry* 50: 896–904.
- Long, J.S., 1997: *Regression Models for Categorical and Limited Dependent Variables*. Thousand Oaks: Sage.
- Lucke, D., 1998: Grenzen des Fachs – Grenzen des Geschlechts. *Soziologie* 4/1998: 14–31.
- Mastriani, M. / Plattner, S., 1997: Cultural Anthropology Research Support at the National Science Foundation, 1991–1995. *Human Organization* 56: 121–125.
- Matthies, H. / Kuhlmann, E. / Oppen, M. / Simon, D., 2001: *Karrieren und Barrieren im Wissenschaftsbetrieb*. Berlin: edition sigma.
- Neidhardt, F., 1986: Kollegialität und Kontrolle am Beispiel der Gutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38: 3–12.
- Neidhardt, F., 1988: Selbststeuerung in der Forschungsförderung. Das Gutachterwesen in der DFG. Opladen: Leske und Budrich.
- Nunner-Winkler, G., 1996: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Organisationsstruktur und Förderungsmöglichkeiten. *Soziologie* 1/1996: 13–22.
- Osborn, M., 1997: Wissenschaftlerinnen in Deutschland und Europa. S. 159–173 in: Lang, S. / Sauer, B. (Hrsg.), *Wissenschaft als Arbeit – Arbeit als Wissenschaftlerin*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Roos, P. / Gatta, M. L., 1999: The Gender Gap in Earnings. Trends, Explanations, Prospects. S. 95–123 in G. Powell (Hrsg.), *The Handbook of Gender and Work*. London: Sage.
- Rong, X. L. / Grant, L. / Ward, K., 1989: Productivity of Women Scholars and Gender Researchers. *The American Sociologist* 20: 95–100.
- Rudolph, H., 1998: Die Hälfte des Himmels – und die Hälfte der DFG-Gelder? *Feministische Studien* 16: 144–146.
- Sahner, H., 1982: Zur Selektivität von Herausgebern: Eine Input-output-Analyse der „Zeitschrift für Soziologie“. *Zeitschrift für Soziologie* 11: 82–98.
- Sørensen, A. B., 2000: Toward a Sounder Basis for Class Analysis. *American Journal of Sociology* 105: 1523–1538.
- Statistisches Bundesamt 2001: *Hochschulen. Studienanfänger und Absolventen nach Studienfächern, Geschlecht und Durchschnittsalter*. Wiesbaden.
- Wenneras, C. / Wold, A., 1997: Nepotism and Sexism in Peer-Review. *Nature* 387, May 22nd: 341–343.
- Wimbauer, C., 1999: *Organisation, Geschlecht, Karriere*. Opladen: Leske und Budrich.

Summary: This article focuses on research grants funded by the *Deutsche Forschungsgemeinschaft* (DFG), i.e. the German National Science Foundation. It analyzes research grant applications in the field of sociology and their evaluations and is based on process-produced data on 761 grant applications submitted to the DFG from 1993 to 1999. While application conduct does not differ by gender, women have a smaller chance of receiving funding than men. This inequality results partly from individual, structural and contextual differences between men and women. The differences in opportunities between men and women are, to a large extent, explained by the gender-specific focus of the research proposals: Half of the applications submitted by women can be categorized as gender-oriented research. The establishment of the DFG-research area “Professionalization, Organization, Gender” is of major importance for the topic under investigation. In the years analyzed, significantly fewer grant proposals in the area of gender and women’s research were funded. This is a programmed, although unintentional and definitely avoidable side effect. At the same time, there is programmed equality inasmuch as this research area has reduced the differences in the funding opportunities of women and men.